

Hirsche, Büffel und Elenthiere waren verschwunden. Dem Systeme Red-Jacket's gemäß, hätte sein Volk ihnen nachziehen sollen; gleichwohl blieb er, aber er weigerte sich, die Institutionen und Beschäftigungen anzunehmen, die allein noch seinen Stamm vor einer frühen und schwächlichen Ausrottung bewahren konnten.

Man muß aber auch gesehen, daß die Missionaire ihrem Berufe nicht immer gewachsen sind: es fehlt ihnen oft eben so an Talent, als an Kenntnissen, oder sie zeigen einen über berechneten, an Fanatismus gränzenden Eifer. Der Landesprachen unkundig und gendigt, auf Dolmetscher sich zu verlassen, die vom Christenthum nichts wußten, brachten sie ihren Zuhörern nur allzu oft ganz andere Eindrücke bei, als ihre Absicht gewesen war. „Was habt Ihr ihnen denn gesagt?“ fragte ein Missionair den Dolmetscher, der seine Rede eben übersezt hatte. — „Ich sagte ihnen, Ihr hättet von dem Großen Geiste eine Botschaft an sie.“ — „Das war nicht der Inhalt meiner Predigt“, versetzte der Missionair im Tone des Unwillens; „sagt ihnen, ich sey gekommen, um den einzigen wahren Gott und ein künftiges Leben zu verkünden!“ Der Dolmetscher gebrachte. „Nun, was habt Ihr jetzt gesagt?“ — „Ich habe gesagt, daß Ihr ihnen von Manito und dem Lande der Geister etwas erzählen wollt.“ Der Prediger wußte vor Aerger nicht mehr, was er entgegnen sollte, und gewiß hat noch mancher Missionair mit seinen salbungsvollen Ermahnungen ein ähnliches Schicksal.

Es giebt aber noch eine andere Ursache, die den Europäischen Civilisations-Plänen hemmend entgegentritt: die Gränzen werden beständig von einer Art Abenteurern heimgesucht, deren Projekte durch die Unwissenheit der Indianer am besten gefördert werden; diese Leute lassen sich's eifrig angelegen seyn, diejenigen in Mißcredit zu bringen, welche an der Wohlfahrt des unglücklichen Stammes arbeiten wollen.

Der Stamm der Seneca's zerfiel mit der Zeit in zwei Parteien, die christliche und die heidnische. Im Jahre 1827 waren die Christen zahlreicher; und Red-Jacket wurde durch Ratbs-Beschluß seiner Würde als Häuptling, die er seit dem Siege über Corn-Plant bekleidet, förmlich verlustig erklärt. Diese Entscheidung trübte ihn tief, und er reiste nach Washington, um bei dem Großen Vater (dem Präsidenten) darüber Klage zu führen. In Washington wendete er sich zuerst an den Obersten Mackenney, der das Bureau der Indianischen Angelegenheiten leitete. Dieser Beamte war durch seinen Agenten von Allem, was unter den Seneca's sich zugetragen, wohl unterrichtet. Nach dem gewöhnlichen Händedruck hob Red-Jacket also an: „Ich habe meinem Vater etwas zu sagen.“ — „Und ich“, antwortete der Oberst, „habe Dir auch etwas zu sagen; dies will ich zuerst thun und alsdann Dich anhören.“ Der Oberst erzählte nun Alles, was zwischen beiden Theilen sich ereignet hatte, und vergaß dabei keinen der einzelnen Umstände, durch deren Zusammenwirken die offene Feindschaft entstanden war. Er suchte den Red-Jacket zu überzeugen, daß Nachgiebigkeit und Duldsamkeit von seiner Seite ihm die Würde und Macht eines Häuptlings gesichert haben würden. Als Mackenney seine Rede schloß, wendete sich Red-Jacket, dessen scharfer und forschender Blick die ganze Zeit über auf dem Sprecher geruht, gegen den Dolmetscher und sagte, mit dem Finger nach den Wohnsitzen seines Volkes deutend: „Unser Vater hat ein langes Auge bekommen!“ Dann schritt er zur Vertheidigung seiner Handlungsweise und leerte die Schale seines Grimms auf die Schwarzköpfe (Missionaire) aus.

Man kam endlich überein, daß Red-Jacket nach Hause gehen und in einer zu diesem Zwecke berufenen Versammlung erklären sollte, er wolle die Streitart vergraben und seinen christlichen Stammesgenossen die Ausübung ihrer Religion nicht verwehren. Er that dies, indem er zugleich für sich und einige Gleichgesinnte um das Privilegium nachsuchte, dem Glauben der Väter treu bleiben zu dürfen. In Folge dieser Erklärung wählte man ihn einmüthig wieder zum Häuptling, und er behielt diese Würde bis an seinen bald nachher erfolgten Tod.

Was diesen ausgezeichneten Wilden hauptsächlich gegen das Christenthum einnahm, war die moralische Verworfenheit so vieler Weißen in seiner Nachbarchaft. Einst beantwortete er einen Vorschlag zur Gründung einer Mission bei seinen Stammesgenossen mit folgenden merkwürdigen Worten: „Eure Rede ist schön und gut; Ich aber gebe Euch diesen Rath: gebt und versucht einmal Euer Belehrungswerk ein Jahr lang in der Stadt Buffalo; die Weißen dort bedürfen der Schwarzköpfe mehr als wir. Ist es Euch nach Ablauf eines Jahres gelungen, sie besser zu machen, dann kommt und predigt auch hier; es soll Euch unverwehrt seyn.“

Ein Reisender, der den Red-Jacket im Jahre 1820 sah, beschreibt ihn als einen Mann von ungefähr sechzig Jahren. Sein Wuchs war nicht hoch, aber seine Haltung gerade; er hatte eine edle Gesichtsbildung, ein schönes Auge und eine hohe gewölbte Stirn. Sein Anzug bestand aus einem blauen Jagdhemde, blauen Strümpfen, sehr zierlichen Moccasins; einer rothen Jacke und einem Gürtel von derselben Farbe. Die erste Frage, die er an den erwählten Reisenden richtete, war: „Seyd Ihr ein Spekulant, ein Sheriff, oder ein Schwarzvogel?“ Als dieser ihm bemerkt hatte, er käme nur, um seine Bekanntschaft zu machen, wurde Red-Jacket zutraulich und eröffnete ihm seine Gedanken über allerlei Dinge mit großer Offenheit. Er sagte unter Anderem: „Ich bezweifle nicht, daß das Christenthum für die Weißen gut seyn mag; aber die rothfarbigen Leute sind eine andere Race und bedürfen einer anderen Religion. Ich glaube gern, daß Jesus Christus ein wackerer Mann gewesen, und daß seine weißen Mörder die Höllestrafe verdienen; aber die rothen Leute sind an diesem Verbrechen ganz unschuldig gewesen. Der Erlöser ist nicht uns geschickt worden, die Bibel eben so wenig, und die Bäkung der Sünden ist nicht für uns geschrieben. Hätte der Große Geist auch die rothen Leute zu Christen erkoren, so würde er ihnen, wie den Weißen, eine Offenbarung

gemacht haben; nun aber dies nicht geschehen ist, sieht man deutlich, daß er sie beim Glauben ihrer Väter lassen wollte.“

Red-Jacket bemühte sich, so lang er lebte, vergebens, die Unabhängigkeit seines Stammes zu erhalten. Seine Grundsätze und Meinungen blieben bis zum letzten Athemzuge unerschüttert, seine Geisteskräfte ungeschwächt. Wie alle Indianer, liebte er berauschende Getränke, denen er bei mancher Gelegenheit sogar übermäßig zusprach, obgleich er im Ganzen sehr einfach und enthaltsam lebte. Seinen Tod süßte er ein paar Monate vorher, und er spielte oft mit der Ruhe eines Weisen darauf an. Er besuchte alle seine liebsten Freunde, Einen um den Andern, in ihren Hütten und unterhielt sich mit ihnen auf die eindringlichste und rührendste Art von dem Zustande seines Volkes. „Bald werde ich Euch verlassen“, sprach er; „wenn ich todt bin und Ihr meine Warnungen nicht mehr hört, so werden die weißen Männer mit ihrer List und Habgucht obliegen. Viele Winter hindurch habe ich dem Sturme Trost gebeten; aber nun bin ich ein alter Baum, der nicht ferner stehen kann. Meine Blätter sind abgefallen, meine Zweige verwitert, und jedes Kästchen schüttelt mich. Bald wird mein alter Stamm daniederliegen und der Fuß unserer triumphirenden Feinde lech darauf treten; denn ich hinterlasse Keinen, der einen solchen Schimpf von uns abwehren könnte. Glaubet nicht, daß ich um meinetwillen bekümmert bin; ich gebe zu den Geistern meiner Väter, wo kein drückendes Alter mehr ist; aber mein Herz blutet, wenn ich meines Volkes gedanke, das bald nach allen Richtungen zerstreut und auf immer vergessen seyn wird.“ Dann gab er genaue Anweisung, wie man über seine häuslichen Angelegenheiten verfügen und ihn beerdigen sollte. Seinen letzten Willen in Betreff der Beerdigung wiederholte er auf seinem Sterbelager. „Begrabt mich“, sagte er, „an der Seite meines Weibes und sorgt dafür, daß die Leichenfeier dem Herkommen unseres Volkes angemessen sey. Hüthet mich in ein Gewand, wie es meine Väter trugen, damit ihre Geister sich freuen, wenn ich kommt. Laßt ja durch keine Weißen mein Grab machen; gestattet nicht, daß sie mich bis ins Grab verfolgen!“ Er starb am 20. Januar 1830. Mit ihm verloren die Seneca's die letzte Stütze ihrer Nationalität.

Der in der Gegend residirende Missionair nahm Red-Jacket's Leichnam und ließ ihn christlich bestatten — ein Verfahren, durch welches er hinlänglich bewies, daß er weder den Willen eines Sterbenden zu ehren, noch die Gesühle der Indianer, die bei der Feierlichkeit unthätige Zuschauer seyn mußten, zu schonen verstand. So früh schon trat der Fuß der weißen Männer auf den Staub des großen Häuptlings, wie er selber mit prophetischem Geiste vorhergesagt hatte!

Mannigfaltiges.

— Chateaubriand. Der Russische General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky erzählt in seinen interessanten Memoiren aus der Zeit des Wiener Kongresses und der beiden Feldzüge in Frankreich*) folgende zur Charakterisirung des genannten Französischen Schriftstellers besonders geeignete Anekdote: „Als sich der Kaiser Alexander im Jahre 1814 in Paris befand, war das Sprechzimmer des Kaiserlichen Generalstabs-Chefs täglich von Leuten angefüllt, die Gesuche an den Kaiser zu richten hatten. Unter denselben befand sich auch ein Mann, der, indem er zu mir herantrat, die Vermuthung gegen mich aussprach, daß mir vielleicht sein Name nicht ganz unbekannt seyn dürfte. Es war der berühmte Chateaubriand. Er setzte mir den Gegenstand auseinander, der ihn eigentlich vergeführt habe, und schloß seinen Vortrag mit der Bitte, daß ich ihm doch aus Rücksicht auf seine unbegrenzte Ergiebigkeit für den Kaiser ein Andenken an denselben auswirken möchte. Ich bat den Herrn Vicomte, sich darüber etwas deutlicher zu erklären, und nach vielerlei Redensarten und Wendungen betheuerte er endlich: „La moindre décoration russe me rendra heureux.“

— Theater im Elsaß. Die sogenannte kleine Welt in Straßburg, Colmar und Mühlhausen geht zwar vorzugsweise ins Theater, wenn Französisch gespielt wird, aber gedrängt voll und von lebendiger Theilnahme an den Vorstellungen durchdrungen ist der Schauplatz nur dann, wenn die Deutschen Schauspieler hinkommen. Lust und Leben athmen wir ja nur mit der Muttersprache so recht in vollen Zügen, und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß die ibrlichen Elsäßer ihr kräftiges Deutsch als Muttersprache aufgeben. Im Winter lassen sich die Straßburger von einer Französischen Truppe unterhalten, aber nach Ostern hält die Deutsche Schauspieler-Gesellschaft des Herrn Hehl aus Basel ihren Einzug, und diese macht dann in der dem Theater ungünstigeren Jahreszeit in der Regel viel größere Einnahmen, als ihre Vorgängerin. Den meisten Zulauf haben die Dpern und die Wiener Lokal-Possen, deren Witz häufig aus dem Oesterreichischen in den Elsässischen Dialekt übersezt werden. Weniger Anklang findet das höhere Drama, das eben ausschließlicher an die gebildeten Stände sich richtet, die jedoch mitunter läppisch genug sind, sich ihrer Deutschen Abkunft zu schämen, und daher auch oft von der Deutschen Literatur weniger wissen, als die Französischen Franzosen, ihre Halbbrüder in Paris. In Mühlhausen, wo Herr Hehl mit seinem ziemlich starken Personale ebenfalls einige Vorstellungen gegeben, haben besonders Beethovens „Fidelio“ und „des Adlers Dorf“ (von Gläser) sehr gefallen. Aber auch selbst die Auber'schen, Boieldien'schen und andere Pariser Dpern hört man dort von den Deutschen Sängern und ihren kräftigen Ebdren viel lieber, als von den schwachen Stimmchen der Franzosen.

*) Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1814 und 1815. Von dem ehemaligen Flügel-Adjutanten des Kaisers Alexander, A. Michailowsky-Danilewsky, General-Lieutenant und Mitglied des Senats. — In Riga und Dorpat sind von diesem Werke Deutsche Uebersetzungen angekündigt worden.